

Christian Baron/Édouard Louis

Um sein Leben schreiben –
Texte zu Herkunft und Zukunft

Christian Baron
Édouard Louis

Um sein Leben schreiben –
Texte zu Herkunft und Zukunft

Tübinger Poetik-Dozentur 2023

Herausgegeben von
Dorothee Kimmich und Philipp Alexander Ostrowicz
unter Mitarbeit von Sara Bangert

Swiridoff Verlag

Inhaltsverzeichnis

CHRISTIAN BARON

Erste Vorlesung: Die Zeit der Monster 7

Zweite Vorlesung: In der falschen Klasse 35

CHRISTIAN BARON IM GESPRÄCH MIT WOLFGANG M. SCHMITT

Was macht eine Klasse Literaturverfilmung aus? 63

ÉDOUARD LOUIS

Erste Vorlesung: Körper 101

Zweite Vorlesung: Geist 119

Nachwort 133



Die Tübinger Poetik-Dozentur und der Würth-Literaturpreis sind Projekte der Stiftung Würth. Die Veranstaltungen werden von der Adolf Würth GmbH & Co. KG großzügig gefördert.

Erste Auflage 2024

© Swiridoff Verlag, Künzelsau, 2024

© Christian Baron & Édouard Louis, 2024

Gestaltung und Satz:

Neues Sortiment, Dagmar Geiger, Kevin Wells GbR, Karlsruhe

Druck und Bindung:

Memminger MedienCentrum, Memmingen

ISBN: 978-3-89929-461-3

Christian Baron
DIE ZEIT DER MONSTER
Erste Vorlesung

Als ich ein kleiner Junge war, durfte ich Horrorfilme sehen. Wenn meine Mutter es nicht mitbekam, holte mein Vater meinen Bruder und mich aus dem Bett, und dann lehrten sie uns vor dem Fernseher das Fürchten, all die vielen Gruselfilme. Dieses riesige Vieh in *Der Killer-Alligator*, dieser irre Opa in der *Creepshow*, dieses böartige Spielzeug in *Chucky – Die Mörderpuppe* ängstigten mich, wie sie wohl jedes Kind ängstigen, das solche Bilder sieht.

Wie kann ein Vater so etwas nur tun? Nun, auch wenn ich nach jedem Abspann schlecht oder gar nicht schlief, bin ich heute überzeugt: Diese Filmabende waren Liebesbeweise, denn hier zeigte sich mein Vater von seiner besten Seite. Er hatte in solchen Momenten das Bedürfnis, uns seine Zuneigung spüren zu lassen. Weil er zu offener Herzlichkeit nicht imstande war, teilte er stattdessen seine Leidenschaft mit uns. Und die bestand eben nicht im Briefmarkensammeln oder dem Modelleisenbahnbau, sondern im Horrorfilmesehen. Wem aus materiellen Gründen die Möglichkeit verwehrt bleibt, dem Sohn ein Musikinstrument samt Unterrichtsstunden oder der Tochter eine Skifreizeit in den Alpen inklusive Sportausrüstung zu schenken, der muss sich mit dem kleinen Glück des Alltags begnügen, das in einem Gruselfilmabend bestehen kann.

Meinem eigenen Kind werde ich solche Sachen sicher nie zeigen, aber heute bringe ich problemlos Verständnis auf für meinen Vater. Eine Gesellschaft, die Menschen systematisch von der ökonomischen und kulturellen Teilhabe an ihrem Wohlstand ausschließt, darf sich nicht wundern, wenn diese Ausgeschlossenen im Übertreten bürgerlicher Wertvorstellungen ein Refugium widerständigen Verhaltens und damit eine Art letzter Würde zu finden hoffen. Relativ früh in meinem

Leben, ich muss in der ersten Klasse gewesen sein, holte mein Vater mich von der Schule ab. Auf dem Nachhauseweg begleitete uns mein damals bester Freund. Ihm hatte ich atemlos davon erzählt, dass ich am Vorabend den Film *Critters* hatte sehen dürfen. Der stammt aus den achtziger Jahren und handelt von kleinen, kugelförmigen, blutrünstigen Ungeheuern von einem fremden Planeten. Während ich zum zügsten Mal die Handlung mit vollem Körpereinsatz nachspielte, kam mein Vater aus dem Grinsen nicht mehr heraus. Wann hatte ich ihn je so glücklich gesehen?

Vermutlich erkannte er die Möglichkeit für mich, vor den Mitschülern zu glänzen. Wenn die anderen mit ihren Ferien auf Lanzarote und in Italien prahlten, sprachen mein ein Jahr älterer Bruder und ich von unseren Reisen zur Elm Street nach Springwood/Ohio oder in das *Land der Vergessenen*. Freilich liebten wir auch Cartoons. *Bugs Bunny*, *Daffy Duck*, *Schweinchen Dick* oder *Tom & Jerry*. In diesen Zeichentrickfilmen war die Gewalt immer übertrieben dargestellt, sie führte nie zu dauerhaften Schäden oder zum Tod. Vielleicht konnte ich deshalb mit Disneyproduktionen mehr anfangen. Dort trat die Gewalt komplett in den Hintergrund. Dafür stand erstaunlich oft das soziale Leiden im Mittelpunkt. In *Susi und Strolch* kämpft ein Streuner um Anerkennung und Liebe, in *Bambi* weint ein Rehkitz um seine tote Mama, in *Dschungelbuch* sehnt sich ein verwildertes Menschenkind nach seinen Artgenossen, in *Cinderella* steht eine junge Frau unter der Knute der bösen Stiefmutter, in *Dumbo* wird ein kleiner Elefant wegen seiner großen Ohren gemobbt, in *Pinocchio* will eine Holzpuppe ein »richtiger Junge« werden. Mich nahm all das bisweilen mehr mit als die körperliche Gewalt in Erwachsenenfilmen. Doch mein Vater hatte den Horror als Sozialkapital entdeckt. Für meinen Bruder und mich gab es nur noch den härtesten Stoff. *Halloween*, *Hellraiser*, *Halloween II*, *Poltergeist*, *Tanz der Teufel*, *Poltergeist II*, *Nightmare*, *Halloween III*, *Freitag der 13.*, *Poltergeist III*, *Überfall im Wandschrank*, *Halloween IV*, *Die Hügel haben Augen*, *Halloween V*, *Der Exorzist*.

Eine Maßnahme gab es, mit der sich mein Vater bei den regelmäßigen Standpauken meiner Mutter verteidigte: Wurden Szenen allzu offensichtlich brutal, mussten wir uns Augen und Ohren zuhalten, bis das Schlachten vorbei schien. Was er *nicht* wusste: Gerade dieses Wegsehen war es, das mir den Schlaf nahm. Nicht vor dem Expliziten schauerte mir, sondern vor dem Fremden, Rätselhaften, Ungewissen, das Bilder vor meinen Augen produzierte, obwohl (oder weil?) ich sie geschlossen ließ. Das Geahnte ist schlimmer als das Gezeigte.

Nicht anders funktioniert sie nun mal, die Lust am Grauen. Der Zuschauer verliert für wenige Momente seine Identität. Er macht eine Grenzerfahrung, indem er sich dem Unbekannten aussetzt und dadurch Ängste empfindet. Die meisten Erwachsenen setzen sich ganz bewusst diesem Kontrollverlust aus. Für ein Kinderhirn bedeutet so etwas die reinste Überforderung. Wären mir nicht von klein auf derart viele Horrorfilme vorgeführt worden, ich würde dieses Genre heute wahrscheinlich als unkultiviert, reaktionär und stumpfsinnig ablehnen, wie es so viele bürgerliche Akademiker tun. Ganz sicher hätte ich dann auch die Erinnerung verdrängt an meine erste eigenständige haptische Erfahrung mit Büchern.

Ein paar davon standen und lagen bei uns in der Wohnung. Meine Mutter ging zur Stadtbibliothek, las bevorzugt Tatsachenberichte über Kindersoldaten in Afrika, die indigene Bevölkerung in Amerika oder krebserkrankte Jugendliche. Uns Kindern war das Betreten des Elternschlafzimmers untersagt, die Lektüren meiner Mutter ruhten auf ihrem Nachttisch, und der Reiz des Verbotenen war nicht stark genug, um mich für diesen ganz realen Horror zu interessieren. Faszinierender war der andere Horror. Mein Vater war kein Leser. Eigentlich. Er kam erst über seinen Filmkonsum zum seltenen Überfliegen von Romanen. Deshalb gab es im Wohnzimmerregal voller raubkopierter VHS-Videokassetten eine Reihe mit Büchern. Die meisten sahen für mich von hinten aus wie die Möbelpackerkollegen meines Vaters: kantig, verbraucht – und ausgerüstet mit einem sehr

breiten Kreuz. Fast alle diese Bände stammten von ein und demselben Autor: Stephen King.

Ich sehe es noch genau vor mir. Früher Abend, meine Geschwister waren draußen, meine Eltern stritten in der Küche, ich stand allein in der dunklen Wohnstube, das penetrante Licht der Straßenlaterne drang durch das Fenster und schien direkt auf dieses Gestell mit unbewachten Wälzern. Den dicksten zog ich heraus; ein schwerer, blutroter Band, nirgendwo sonst waren die Knicke im Buchrücken so markant gewesen, der Titel lautete schlicht *Es*. Nach einiger Zeit des ratlosen Starrrens schlug ich das Ding auf und begann zu lesen: »Der Schrecken, der weitere achtundzwanzig Jahre kein Ende nehmen sollte – wenn er überhaupt je ein Ende nahm –, begann, so viel ich weiß und sagen kann, mit einem Boot aus Zeitungspapier, das einen vom Regen überfluteten Rinnstein entlangtrieb.«

Schrecken. Ende. Boot. Zeitungspapier. Regen. Rinnstein. Dieser Einstieg traf mich wie ein Blitz. Was war das bloß für ein Satz? Wenn er überhaupt je ein Ende nahm? So viel ich weiß und sagen kann? Mein Leben mit Geschichten war bis dahin anders verlaufen. Da gab es keine Offenheit, keinen unzuverlässigen Erzähler, nein, es schien immer klar festgelegt, wer gut war und wer böse. Ich las dennoch nicht weiter. Mein Respekt vor dieser Schwarte ließ eine ausdauernde Lektüre einfach nicht zu. Außerdem wusste ich, wie diese Geschichte weitergeht. Ich kannte längst die Fernsehserie von 1990 mit Tim Curry in der Titelrolle.

Der sechsjährige George Denbrough läuft im strömenden Herbstregen dem besagten Papierboot hinterher, das dessen älterer Bruder Bill für ihn gebastelt hat. Als es im Gully verschwindet, taucht plötzlich dieser Clown auf, der den in seinem knallgelben Mäntelchen einsam auf der Straße liegenden Georgie erst mit seinem Lachen bezirzt, ihm dann mit seinen rasiermesserscharfen Zähnen den linken Arm abbeißt und den vor Schmerz und Angst schreienden Jungen schließlich zu sich in die Kanalisation zieht.

In *Es* finden sich sieben Außenseiter in der Kleinstadt Derry im US-Bundesstaat Maine zum »Club der Verlierer« zusammen. Sie müssen sich gegen Rowdys wehren und bekämpfen zugleich ein meist als Clown erscheinendes Wesen aus der Unterwelt. Jeder Auftritt der Kreatur gerät zum Albtraum. *Es* taucht unvermittelt auf. *Es* kichert wie ein Psychopath. *Es* sieht mit seiner Sturmfrisur und den riesigen Augen aus wie das personifizierte Ende des menschlichen Urvertrauens. *Es* kann die Gestalt der größten Angst seines jeweiligen Opfers annehmen. *Es* macht sich nur über Kinder her, denn sie verfügen noch über ausreichend Fantasie.

Wie in Erich Kästners *Emil und die Detektive* sind es hier die Kinder, die in Ordnung bringen, was die Erwachsenen verantworten, vermässeln und verdrängen. Wenn Volljährige auftreten in dieser Geschichte, dann sind es meist prügelnde, widerliche, kaputte Existenzen, die nichts gegen die Morde unternehmen. Seit Jahrhunderten, so finden die Teenager heraus, kehrt *Es* ungefähr alle dreißig Jahre zurück und holt sich alle Kinder der Stadt, die nicht vorsichtig genug sind.

Dieser Roman spiegelt, wie wir im Alltag das Animalische, das Triebhafte, also das Natürliche in uns nicht wahrhaben wollen, damit wir uns nicht entzivilisieren. Jede Nachrichtensendung deutet den realen Horror nur an, aber es ist die dem fantastischen Horror eingeschriebene Ambivalenz zwischen Lust und Ekel, Leben und Tod, die das Bedürfnis des Menschen nach sinnlicher Erkundung gerade des Unergründlichen bedient. Wir wissen aus den Medien, zu welchen Taten die Menschen in der Lage sind. In *Es* sehen wir, zu welcher *Un*tätigkeit erwachsene Menschen fähig sind – und warum das vielleicht sogar noch schlimmer ist.

Wenn der deutsche Staatshaushalt ein Sondervermögen von hundert Milliarden Euro für das Militär vorsieht – also für die Anwendung todbringender Gewalt –, zugleich aber angeblich kein Geld da ist für eine Kindergrundsicherung, die diesen Namen verdient; wenn in Berlin die Privathaushalte mit Geringverdienern achtundsechzig Prozent

Édouard Louis

KÖRPER

Erste Vorlesung

(aus dem Englischen von Sonja Finck)

Fakt Nummer 1: Mein Bruder ist vor sechs Monaten gestorben. Er war 38 Jahre alt. Eines Abends fand man ihn in seiner Wohnung auf dem Boden, in seinem Erbrochenem und seinen Exkrementen. Sein Körper war kollabiert. Ein paar Monate zuvor hatte seine Leber versagt, was an dem Alkohol lag, den er seit Jahren trank, an dem Alkohol, den das Leben, das er hatte, ihn trinken ließ. Wer sind wir, wenn nicht eine Funktion unseres Lebens? Als Nächstes war seine Niere dran, erst funktionierte sie nur zu 70 %, dann zu 50 %, dann zu 30 %. Die Ärzt*innen sagten, er müsse mit dem Trinken aufhören, aber das konnte er nicht. Am Tag seines Todes blieb sein Herz vor Erschöpfung stehen, und sein Körper war zu schwach, um den Infarkt zu überleben. Alles in ihm war kaputt. Meine Mutter rief mich weinend an: »Mein Junge ist tot, mein Junge ist tot.« Ich hörte ihr zu, ich fühlte mit ihr, aber ich war nicht traurig. Ich habe meinen Bruder nicht geliebt.

Fakt Nummer 2: Mein Bruder war kein guter Mensch. Meine erste Erinnerung an ihn ist folgende: Er stiehlt die Schokolade meines Vaters und zwingt mich zu sagen, ich sei es gewesen. Vielleicht ist es nicht weiter wichtig, aber es ist meine erste Erinnerung, und ich muss sie erzählen. Er droht mir: »Wenn du nicht tust, was ich sage, hau ich dir auf die Fresse.« Meine Eltern sitzen im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Ich gehe zu ihnen, ich trete aus unserem Zimmer, gehe ins Wohnzimmer, dabei laufen mir Tränen über das Gesicht, Tränen der Ungerechtigkeit, Tränen, weil ich nicht verstehe, warum ich für etwas bestraft werden soll, was ich nicht getan habe, und dann sage ich leise: »Ich war es. Ich habe die Schokolade gegessen.« Mein Vater steht auf, kommt zu mir und

gibt mir eine Ohrfeige. Zurück in unserem Zimmer sitzt mein Bruder vor dem Fernseher, er schaut seine Lieblingssendung. Es ist ihm egal, er ignoriert die Tränen, die mir übers Gesicht laufen, er ignoriert den roten Striemen, den mein Vater auf meinem Gesicht hinterlassen hat.

Mit zunehmendem Alter wurde mein Bruder gewalttätig. Eines Tages prügelte er meinen Vater halb tot, sodass sich dieser wochenlang nicht bewegen konnte. Jahre später, nach der Veröffentlichung meines ersten Romans, schwor er mir, er sei auf dem Weg nach Paris, um mich mit einem Baseballschläger totzuprügeln, und ich musste meine Wohnung verlassen und mich tagelang in einem Hotel in einem anderen Viertel verstecken. Er sagte oft zu mir, Schwule hätten einen gewaltsamen Tod verdient, sie hätten es verdient, dass man sie mit einer Eisenstange vergewaltigt, er sagte oft zu mir, Schwarze seien dümmer als Weiße. Jahrelang verprügelte er die Frauen, mit denen er zusammenlebte, er ließ rings um ihre Augen Blutergüsse blühen, und auch seinen Hund verprügelte er, bis das arme Tier irgendwann nur noch hinkte, der Wahnsinn meines Bruders spiegelte sich in seinen traurigen schwarzen Augen.

Mein Bruder war kein guter Mensch, und trotzdem will ich ihn verstehen.

In den letzten Jahrzehnten ist das politische Feld immer mehr zu einem Ort geworden, an dem die Grenze zwischen Liebe und Politik verschwimmt, an dem beides miteinander verwoben wird. In der Schwulen-, Lesben- und Trans-Bewegung, in der queeren Bewegung, in der feministischen Bewegung, in der antirassistischen Bewegung ist das Engagement für eine Gruppe oder Community gleichbedeutend mit einer Liebeserklärung. Überall, auf Demonstrationen und in politischen Manifesten, überwiegt romantisches Vokabular: »Frauen sind schön, Frauen sind stark, queere Menschen sind fabelhaft, Schwule sind Superhelden, ich liebe meinen muslimischen Nachbarn.« Selbst wenn man die Naivität dieser Parolen außer Acht lässt, kann man nicht von der Hand weisen, dass solch eine Herangehensweise an politische Realitäten ein Problem darstellt; wenn Politik auf Liebe beruht, was ist

dann mit denjenigen Menschen, die von der Gesellschaft, von Klassismus, Rassismus und Patriarchat so kaputt gemacht worden sind, dass ihr Verhalten unsympathisch ist? Haben sie unsere Aufmerksamkeit nicht verdient, nur weil ihr Verhalten ein Spiegelbild der Welt ist, in der sie leben, und damit auch eine Aufforderung an uns, mit aller Kraft für eine radikale Veränderung dieser Welt zu kämpfen?

Wenn Politik auf Liebe beruht, was ist dann mit Leuten wie meinem Bruder, der auf Menschen und Tiere in seiner Umgebung einprügelte, was ist mit den Gedemütigten überall auf dieser Welt, die in der Dunkelheit der Wahlkabine ihr Kreuz bei rechtsextremen Parteien machen, um sich auf sehr hässliche Art und Weise für das, was ihnen angetan wird, zu rächen, was ist mit einem muslimischen Mann, den Prekarität, Islamophobie und Gewalt so kaputt gemacht haben, dass er eines Tages beschließt, sich an der Welt zu rächen?

Wenn progressive Politik auf Liebe beruht, gelten solche Leute als Monster, und das politische Feld versucht nicht mehr, das Problem, das sie zu dem Menschen gemacht hat, der sie sind, zu beheben, und dann tritt dieses Problem immer wieder auf.

Ich sage es noch einmal: Ich mochte meinen Bruder nicht. Aber vielleicht können sein Tod und seine Lebensgeschichte dabei helfen, die derzeitige politische Mainstreamerzählung auf den Kopf zu stellen: Vielleicht verdienen die unsympathischsten Menschen unser Verständnis am meisten, denn die Gewalt, die sie ausüben, ist häufig nichts als eine Fortführung der komplexen und vielschichtigen Gewalt, die auf sie einwirkt; man kann jemanden verstehen wollen, ohne etwas für ihn oder sie zu empfinden.

Wofür stehen wir, wenn diejenigen, für die wir uns einsetzen, uns ohnehin sympathisch sind? Ich will meinen Bruder nicht verteidigen, aber seine Lebensgeschichte schon, gerade weil sie unsympathisch ist.

Ich will meinem Bruder ein Grabmal setzen, weil unsere Gesellschaft sich weigert, ihn zu begraben.

Ich will einen Menschen verstehen, den ich gehasst habe.

Fakt Nummer 3: Drei Dinge, bevor es weitergeht. Erstens: Natürlich weiß ich, dass Gewalt nicht in allen Fällen auf Ausgrenzung und Unterdrückung beruht. Darum gibt es zum Beispiel auch in der herrschenden Klasse Gewalt, obwohl die Menschen dort nicht unbedingt leiden. Doch das ist eine andere Sorte Gewalt, die anders analysiert werden muss, und darum soll es heute nicht gehen. Zweitens: Wenn man sagt, dass der politische Prozess des Verstehen-Wollens gewalttätige Personen miteinschließen soll, sagt man damit nicht, dass die Täter die eigentlichen Opfer seien. Natürlich verdienen Gewaltopfer unsere politische Energie. Aber heute will ich vor allem die scharfe Trennung zwischen denjenigen, die uns sympathisch sind, und denjenigen, die uns unsympathisch sind, hinterfragen, zwischen denjenigen, die wir in Schutz nehmen, und denjenigen, die wir nicht in Schutz nehmen.

Und noch eins möchte ich zu bedenken geben, bevor ich weitermache: Selbstverständlich wird nicht jeder Mensch, der leidet, gewalttätig. Es ist eine soziologische Möglichkeit, keine Zwangsläufigkeit. Ich habe in meinem Leben viele Menschen kennengelernt, die Klassengewalt erlebt haben und die anders als mein Bruder nicht gewalttätig geworden sind. Sehr viele. Doch die Tatsache, dass sie trotz ihrer Lebensumstände gut geblieben sind, ist in meinen Augen heroisch, und Held*innen interessieren mich nicht. Dieses Manifest ist für die Versager. Für diejenigen, denen es nicht gelingt, der Gewalt zu widerstehen, die sich in ihrem Körper akkumuliert.

Fakt Nummer 4: Zurück zu meinem Bruder. Kurz nach seinem Tod begann ich mich zu fragen, was in seinem Leben und auf seinem Weg zu diesem vorzeitigen Tod geführt hatte. Wie und warum ist sein Leben so geendet, mit einem Absturz, einem Zusammenbruch, einem Trümmerfeld, wo doch die meisten Menschen in unserer Umgebung den erwartbaren Weg einschlagen: Nach einer Kindheit in Armut gehen sie mehr oder minder freiwillig mit 16 oder 17 Jahren von der Schule ab, arbeiten in der Fabrik, bei McDonald's oder

im Amazon-Lager, bekommen Kinder und sitzen jeden Tag stundenlang vor dem Fernseher, sie leben in stiller Unsichtbarkeit und dumpfer Traurigkeit vor sich hin, bis sie mit Anfang 60 einen leisen, frühen Tod sterben – es ist bekannt, dass der Anteil von Menschen aus der Arbeiterklasse, die vor ihrem 65. Geburtstag sterben, im Vergleich zu Menschen aus der herrschenden Klasse um 50 % höher ist. Die Frage, die in meinem Kopf pulsierte, war ganz einfach: Was war bei meinem Bruder anders gelaufen als bei meinen übrigen Geschwistern, wo wir doch mit denselben Eltern, zur selben Zeit, am selben Ort, in derselben Gegend Frankreichs aufgewachsen waren? Wie war seine Verletzung entstanden, und warum wurde sie im Laufe der Zeit immer größer?

Fakt Nummer 5: Die Geschichte meines Bruders beginnt mit einem Verschwinden. Eines Tages war er nicht mehr da. Niemand hatte es vorhergesehen: Als Kind war er ruhig und still gewesen. Er war kein guter Schüler, wie für alle in unserer Familie war das Bildungssystem nicht für ihn gemacht, aber er war kein Draufgänger oder Schlägertyp wie die harten Jungs aus dem Dorf. Meine Mutter erzählt mir: »Er war ein lieber Junge. Viel lieber als du.« Doch mit 16 Jahren verließ er eines Nachmittags das Haus, um sich mit einem Freund zu treffen, und kam nicht wieder. Ein paar Tage später rief er meine Mutter an und sagte, es wäre vorbei, er würde nicht mehr nach Hause zurückkehren. Er sagte, er fühle sich nicht geliebt, er hasse seine Familie, niemand versuche, ihn zu verstehen, außer seine Freunde.

Meine Mutter war perplex. Sie legte auf und sagte mit weit geöffneten Augen: Was ist denn mit dem los? Wovon redet der?

Das war das erste Anzeichen für seine Wunde.

Fakt Nummer 6: Eines Tages war er wieder da. Er war noch jung, gerade 18, aber er war über ein Jahr lang weg gewesen, und als er